

L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 10, 1999, 338 Seiten und 11, 2000, 412 Seiten, jeweils 4 Hefte*Citizenship (L'Homme 1999/1)*

Im Jahre 1999 widmete sich die Zeitschrift zwei gegensätzlich anmutenden Themenfeldern, dem bürokratisch bestimmten Bereich der *Citizenship* und der Frage nach dem *Glück*. Und dennoch gibt es eine Verbindungslinie, denn in beiden Fällen geht es auch um Chancen und Möglichkeiten selbstbestimmten Handelns.

Der Begriff *citizenship*, der mit Staatsbürgerschaft nicht adäquat zu übersetzen ist, betont die Zugehörigkeit zu einer lokalen *community*, die im Gegensatz zur viel abstrakteren und formal definierten Staatsbürgerschaft BürgerInnen einen größeren Gestaltungsspielraum bietet. Im Zentrum steht das Problem, dass die Definition von BürgerInnen und die Gestaltung des Gemeinwesens – so unterschiedlich sie sein mögen – immer auf Ausschluss- und Einschlussmechanismen gründen. Und diese betreffen nicht nur von „außen kommende Personen“, wie MigrantInnen, auch innerhalb der Staatsgemeinschaft gibt es eklatante Unterschiede – etwa zwischen Männern und Frauen. So demontiert Regina **Wecker** den Mythos der Gleichheit, Homogenität und Universalität der Staatsbürgerschaft anhand der politischen Verhältnisse in der Schweiz im Zeitraum von 1789 bis 1998. Indem sie den Fokus auf die spezifische Situation der Frauen richtet, zeigt sich bald, dass die Staatsangehörigkeit nicht nur historisch betrachtet immer anderen Definitionen unterlag, sondern auch zur gleichen Zeit unterschiedliche Formen existierten.

Dilek **Cinar** widmet sich in ihrem Beitrag den aktuellen Einbürgerungsbedingungen in Österreich im internationalen Vergleich. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass in Österreich die Bedingungen für den Erwerb der Staatsbürgerschaft erschwert werden, während in vielen europäischen Ländern die Wartezeiten verkürzt oder Formen der Doppelstaatsbürgerschaft eingeführt worden sind. Den Zusammenhang zwischen den offenen Grenzen innerhalb der EU, die den Mitgliedern gleiche Rechte und Chancen auf dem Arbeitsmarkt garantieren sollten, und den verstärkten Abschottungstendenzen gegenüber ImmigrantInnen zeigt Helma **Lutz** auf.

Glück (L'Homme 1999/2)

Im zweiten Band wird die Frage nach dem *Glück* aufgeworfen – nach dem letztlich alle Menschen in einer gewissen Weise streben, das jedoch schon als Begriff mehrdeutig ist. So unterscheidet die deutsche Sprache zwischen „Glück haben“ und „glücklich sein“; das Englische dröseln den Terminus in *happiness*, *luck* und *fortune* auf; ganz zu schweigen von den differierenden Ideen, was Glück bedeutet. Wie durchlässig und unbeständig die Grenze zum Unglücklichsein ist, bringt die grafische Umsetzung des Titels „Glück“ auf dem Cover zum Ausdruck: die letzten beiden Buchstaben kippen nach unten. Die besondere Leistung des Bandes besteht darin, einen in der Privatsphäre verankerten, scheinbar subjektiven Begriff im Bereich des Gesellschaftspolitischen zu verankern und damit auch die geschlechtsspezifische Dimension herauszuarbeiten. Denn aktuelle Debatten haben gezeigt, dass jenseits von individuellen Glücksvorstellungen das Faktum, ein „selbstbestimmtes Leben“ führen zu können, entscheidend für die persönliche Befindlichkeit ist. Dass die Verlagerung des Glücks vornehmlich ins Heim und die privaten Beziehungen eine Vorstellung der Moderne ist, zeigt Cornelia **Klinger** in ihrem Beitrag. Die Entfamilisierung von Politik und Ökonomie führte zur Privatisierung der Familie. Und gerade weil der Begriff Glück ideologisch mit dem bürgerlichen Heim verknüpft und mit Klischeevorstellungen aufgeladen war und ist – so veranschaulicht Klinger –, wurde dem Thema seitens der feministischen Bewegung nicht nur keine Bedeutung beigemessen, der Begriff wurde regelrecht abgelehnt.

Marion **Kaplan** beschäftigt sich anhand von jüdischen Frauenschicksalen mit der zweiten Bedeutung von Glück, dem Glück haben. Hier meint Glück die Entscheidung über Leben und Tod im Holocaust – von Glückseligkeit kann angesichts des Holocaust nicht gesprochen werden. Es reicht nicht, dass die Geschichten des Überlebens mit einem happy end beschlossen werden, wenn die nackte Haut gerettet wurde oder die Flucht

gelang. Kaplans Plädoyer zielt darauf ab, den Fokus auf die Verarbeitung der Ereignisse nach der Rettung zu richten. Einer weiteren Facette des „Glück habens“ widmet sich Manfred **Zollinger** in seinem Beitrag über das Glücksspiel in der Frühen Neuzeit. Detailreich arbeitet er die Unterschiede zwischen Frauen- und Männerspielen heraus. Insbesondere wie Spielleidenschaft je spezifisch bewertet und auch zu kontrollieren versucht worden ist. Indem Zollinger das Spiel als Kommunikationsmedium begreift, kann er aufzeigen, dass hier ähnliche Zuschreibungen von Aktivität und Passivität, Rationalität und Irrationalität wie für die sonstigen sozialen Verhaltensformen gelten. Über die geschlechtsspezifischen Unterschiede hinaus wird deutlich, dass aufgrund der rigideren sozialen Normen für Frauen das Glücksspiel eine Männerdomäne geblieben ist. Dass Vorstellungen vom Glücklichsein, die daran geknüpften Erwartungen immer auch im historischen Kontext und im gesellschaftspolitischen Feld zu verorten sind, wird im Beitrag von Martina **Kessel** am Zusammenhang von Glück und Utopie im 18. und 19. Jahrhundert aufgezeigt. Dass das Streben nach Glück, mehr noch Glücksansprüche, auch das Potenzial der Grenzüberschreitung in sich tragen, hatte zur Folge, dass insbesondere Frauen dazu angehalten wurden, die großen Sehnsüchte zugunsten des „kleinen Glücks“ zurückzustellen. Denn aufzubrechen, um das Glück zu suchen oder sein Glück zu machen, bedeutet Risiko, braucht den Mut zur Ungewissheit, aber auch zum Bruch mit sozialen Normen.

Nach sozialdemokratischen Konzeptionen im Roten Wien der 1920er Jahre lag – wie Gudrun **Wolfgruber** in ihrem Beitrag beschreibt – die Basis eines geglückten Lebens in der Absicherung der Grundbedürfnisse der Menschen. Darin wurde die Voraussetzung für die Utopie des neuen Menschen gesehen. Gleichzeitig mit der Vernetzung der sozialen Einrichtungen, die den Menschen von der Wiege bis zur Bahre begleiten sollten, galt es, das Streben nach besseren Lebensumständen in Bahnen zu lenken. Wolfgruber macht darauf aufmerksam, dass sie den kleinbürgerlichen Vorstellungen vom Glück angepasst wurden. Dennoch wurden die sozialen Unterschiede nicht verschleiert.

Normale Arbeitstage (L'Homme 2000/1)

Unter dem Titel *Normale Arbeitstage* widmet sich *L'Homme* einem brisanten und aktuellen Thema: der Auflösung der traditionellen Arbeitsverhältnisse, die enorme Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse hat. Denn die Zunahme von euphemistisch als „atypisch“ bezeichneten Beschäftigungsformen, die Forderung nach Flexibilität und Mobilität geht einher mit der Auflösung des Sozialsystems und des Wohlfahrtsstaates. Das wirkt sich auf Männer und Frauen unterschiedlich aus. Denn Chancengleichheit für Frauen ist bei weitem nicht gegeben, im Gegenteil, sie muss nach wie vor erkämpft und mit begleitenden Maßnahmen gestützt werden. Diese sind jedoch bei zunehmender Deregulierung nicht aufrecht zu erhalten. Die Beiträge sind aus Referaten hervorgegangen, die beim Deutschen Historikertag 1998 zur Frage der geschlechtsspezifischen Auswirkungen aufgrund von massiven Veränderungen in der Arbeitswelt des 19. und 20. Jahrhunderts gehalten wurden. Tilla **Siegel** beschäftigt sich mit der Bedeutung eines „normalen Arbeitstages“ und mit der Abkehr von diesem System. Welche Folgen hat es, wenn ein vertraglich geregeltes Beschäftigungsverhältnis mit einem festen Arbeitsplatz und geregelten Arbeitszeiten obsolet geworden ist? Wie müssen sich die damit verbundenen Vorstellungen von einer Erwerbsbiografie zwischen Ausbildung und Rente modifizieren? Siegel zeigt, dass die neue Entwicklung nicht so sehr darin besteht, dass viele Menschen aus diesem System herausfallen, sondern dass die Orientierungsgröße des Normalarbeitstages generell zur Disposition steht. Regina **Wecker** arbeitet bei ihrer Untersuchung des Nachtarbeitsverbots für Frauen in der Schweiz Anfang des 20. Jahrhunderts heraus, dass es sich dabei in erster Linie um eine Maßnahme handelte, die den Frauen in Industrie und Gewerbe Wettbewerbsnachteile gegenüber Männern einbrachte. Denn in vielen Bereichen, etwa in der Pflege, wird Frauen die Arbeit in der Nacht selbstverständlich zugemutet. Carola **Sachse** beschäftigt sich dem Streit um den monatlichen Hausarbeitstag in der DDR, der als Sonderregelung in den Kriegs- und Nachkriegsjahren eingeführt und von den Frauen in der DDR als ein bleibendes Anrecht durchgesetzt wurde. In der Folge wurde dieser bezahlte Arbeitstag als

Anerkennung für die geleistete Reproduktionsarbeit betrachtet. Damit sollte das Bewusstsein geschärft werden, die Hausarbeit in gleichem Maße wie die Erwerbsarbeit als gesellschaftlich notwendige Tätigkeit zu definieren.

Brigitte **Studer** behandelt abseits des eigentlichen Themas die grundlegenden Strukturen der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft. Darauf basiert nicht zuletzt die in den Beiträgen thematisierte Organisation der Arbeitsverhältnisse. Dem Schlüsselbegriff der Moderne, der „Individualisierung“, stellt sie den im Hinblick auf die Lebensverhältnisse von Frauen wichtigeren Begriff der „Famialisierung“ gegenüber.

Die Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ bietet eine kritische Auseinandersetzung mit theoretischen Konzepten der feministischen Theorie. Die Beiträge basieren auf Referaten, die bei der Tagung „Blickwechsel: Frauen und Geschlechtergeschichte: Bilanzen und Perspektiven“ in Stuttgart-Hohenheim gehalten wurden. Dabei werden drei Begriffe, die den wissenschaftlichen (feministischen) Diskurs der letzten Jahre wesentlich bestimmten, zur Diskussion gestellt: Kultur, Erfahrung, und die linguistische Wende.

Gadi **Algazi** thematisiert ausgehend vom Kulturbegriff von Clifford Geertz eine Sichtweise von Kultur, die auf der Auseinandersetzung mit Symbolen und Bedeutungen beruht. Algazi entwickelt dieses Konzept weiter und bezieht die „Handlungsoptionen“ von Menschen ein. Ute **Daniel** beschäftigt sich kritisch mit dem Erfahrungsbegriff von Joan Scott und damit, was dieser für die Geschichtswissenschaft leisten könnte; Ulrike **Strasser** mit der Kontroverse um die Leistung postmoderner Theorien für die feministische Wissenschaft. Diese theoretische Auseinandersetzung mit zentralen Themen der feministischen Theorie ist nicht zuletzt deshalb sehr interessant, weil das Heft auch dem 10jährigen Jubiläum der Zeitschrift *L'Homme* gewidmet ist. Aus diesem Anlass wurde zu einer Bilanzierung eingeladen. Die Kommentare verweisen auf persönliche Erfahrungen mit der Zeitschrift, gehen aber auch auf das grundsätzliche Verhältnis zwischen Wissenschaft und Frauenbewegung ein. Auch uneingelöste Ansprüche der Zeitschrift und die Notwendigkeit der Formulierung neuer Perspektiven kommen zur Sprache.

Das Geschlecht der Europa (L'Homme 2000/2)

In diesem Band haben sich die Herausgeberinnen eines großen Themas angenommen – die Europäische Gemeinschaft ist seit ihrer Gründung mit der Frage nach einer europäischen Identität befasst. Durch den Fall des Eisernen Vorhangs hat diese Suche nach Gemeinsamkeiten inmitten der vielfältigen Staatengemeinschaft eine neue Dimension erhalten. Zentrum und Peripherie verschieben sich. Gerade in den Staaten, die in einem gesellschaftlichen Umbruch begriffen sind, blühen nationale Ideologien. Aber auch in der Union selbst bestimmen nationale Interessen und die Grenzen im Kopf weitgehend die Politik. In Phasen der Unsicherheit wird die Abgrenzung nach außen wichtig, eine Entwicklung, die unter dem Begriff „Festung Europa“ auf den Punkt gebracht werden kann. Was bedeutet jedoch dieser Prozess der gesellschaftlichen Neuorientierung für die Geschlechterverhältnisse?

Wolfgang **Schmale** schreibt über den Mythos Europa und seine Veränderungen seit der Antike. Signifikant ist, dass die weibliche Figur der „Europa“, die im 16. und 17. Jahrhundert den Kontinent personifizierte, im 18. und 19. Jahrhundert durch das Konzept „Kultur“ verdrängt wurde. Ute **Gerhard** geht der Frage nach, was die im Rahmen der Europäischen Union erfolgende Vereinheitlichung der Rechtsprechung und -entwicklung für Frauen bedeutet. Sie versteht die Rechtssphäre über den engen juristischen Bereich hinaus als ein politisches Feld. Daher stellt sie auch die Frage nach den Partizipationschancen für Bürgerinnen der Europäischen Union im gesellschaftspolitischen Prozess.

Im Beitrag von Jane **Lewis** wird ein Thema aufgeworfen, das die Auseinandersetzung mit frauenspezifischen Fragestellungen seit langem begleitet: die unbezahlte Betreuungsarbeit, die zumeist von Frauen geleistet wird und auf der der Wohlfahrtsstaat nach wie vor aufbaut. Interessant dabei ist, dass die Sozialpolitik das traditionelle Familiensystem gestützt und gleichzeitig das Lebensmodell der alleinstehenden Frau ermöglicht hat. Lewis beschäftigt sich mit aktuellen Trends im Sozialwesen. Zum einen

müssen Wohlfahrtsstaaten auf die Auflösung des traditionellen Familienmodells reagieren, zum anderen ist die Gesellschaft damit konfrontiert, dass staatliche Leistungen im Bereich der Fürsorge und Pflege immer mehr zurück genommen werden. Lewis zeigt zwei Gefahren auf, die einander bedingen: die marktorientierte Organisation der Pflege hat oftmals eine Verschlechterung der Qualität zur Folge, was nicht zuletzt dazu führt, dass erneut Frauen die Defizite im System zu kompensieren versuchen. Sie fordert nicht nur das Recht auf Arbeit ein, sondern auch das Recht, nicht unbezahlte Arbeit leisten zu müssen. Francesca **Decimo** hat in Bologna eine vergleichende Studie dazu angestellt, wie Migrantinnen aus Marokko und Somalia die europäischen Geschlechterverhältnisse erleben. Es zeigt sich deutlich, wie sehr der gesellschaftspolitische Milieu, aus dem die Frauen stammen, und die aktuelle soziale Situation die Wahrnehmung der europäischen Lebensformen bestimmen. Eine zentrale Frage ist, ob die Frauen in dem ihnen fremden Land auf ein bestehendes soziales Netzwerk zurückgreifen können oder, wie die Frauen aus Somalia, alleine Fuß fassen müssen. Letztere greifen viel eher auf ihre Traditionen und gewohnten Ordnungssysteme als Orientierungshilfe zurück.

L'Homme hat in den besprochenen Bänden wieder bewiesen, dass die Herausgeberinnen aktuelle Themen in einer großen Bandbreite aufgreifen und diese in differenzierter Weise behandelt werden. Indem über die inhaltlichen Beiträge hinaus Rezensionen und Kommentaren ein breiter Raum gewidmet ist, erhalten die LeserInnen immer auch einen Einblick in aktuelle Debatten.

Regina Wonisch